

DER WOLF UND DER LUXUS

Angst war von Anfang an ein großes Theaterthema.
Auch in neuen Stücken spielt sie eine zentrale Rolle

Text_Stefan Keim

W

ovor wir Angst haben, sagt viel über uns aus.

Deshalb taugen Horrorfilme so gut als Seismographen gesellschaftlicher Paranoia. Im Theater ist das Gruselgenre nicht besonders stark vertreten, abgesehen von kammerspieltauglichen Einzelfällen wie der Dramatisierung von Stephen Kings „Misery“. Doch das Motiv der Angst zieht sich durch eine Menge Gegenwartsdramen und Stückentwicklungen.



Ganz direkt geht es das Theater Dortmund an. In „Republik der Wölfe“ (siehe www.die-deutsche-buehne.de/Kritiken) erforscht die Regisseurin Claudia Bauer die Welt der Märchen,

bevor die Geschichten durch die Bearbeitungen der Brüder Grimm domestiziert

wurden. Der Abend ist eine Reise ins Unterbewusste und dennoch ein Spiegel ganz realer Schrecken. Denn viele Szenen basieren auf dem Buch „Verwandlungen“ der amerikanischen Autorin Anne Sexton. Sie hat Anfang der Siebzigerjahre klassische Märchen neu erzählt. Auf der Bühne dreht sich nun ein bürgerliches Wohnhaus mit vielen Zimmern. In die Ecken, die man nicht einsehen kann, begleitet eine Livekamera die Schauspieler.

Da wird zum Beispiel der „Froschkönig“ zu einer Geschichte über sexuellen Missbrauch. Mit platschenden Geräuschen nähert sich das Monster der Prinzessin, will von ihrem Tellerchen essen, aus ihrem Becherchen trinken und schließlich in ihrem Bettchen schlafen. Eine Vergewaltigung, der per Video der Vater mit irrem, flackerndem Blick zuschaut. Der Wolf ist ebenfalls ein Triebtäter. Er frisst das Rotkäppchen, indem er die junge Frau unter sein durchsichtiges Nachthemd stopft. Die Zuschauer sehen, wie sich das Rotkäppchen windet und gegen die Wände seines Gefängnisses schlägt.

„Republik der Wölfe“ ist eine Angstrevue, ein psychedelischer Horrortrip mit Anleihen bei Grand Guignol und Splattermovies, ein scharfkantiger Zerrspiegel einer zersplitterten Gesellschaft. Zugleich hat Claudia Bauer mit dem wieder einmal überwältigenden Dortmunder Ensemble eine kurzweilige Show des tief-schwarzen Humors inszeniert. Was auch an den abwechslungsreichen Songs einer exquisiten Band liegt, die aus dem musikalischen Leiter Paul Wallfisch, Alexan-

der Hacke von den „Einstürzenden Neubauten“, Danielle de Picciotto und Mick Harvey (Weggefährte von Nick Cave) besteht. Es gibt kaum etwas, das so gut unterhält wie das Spiel mit der Angst.

„Republik der Wölfe“ ist auch deshalb so beeindruckend, weil der Abend nicht von der Überwindung der Angst handelt. Man kann gegen sie kämpfen, aber sie sitzt einem weiterhin im Nacken, lässt sich auch nicht weglachen. Die Angst lacht mit. Stücke, in denen Angst die Menschen nachhaltig lähmt, gibt es nicht oft. Darin liegt wenig dramatisches Potenzial. Es müssen schon die Sprachkünstler unter den Gegenwartsautoren ran, um diese zentrale Seite der Angst zu spiegeln. Händl Klaus kann das, in „Dunkel lockende Welt“, im Singspiel „Furcht und Zittern“ – und in seinem Stück „Gabe / Gift“.

Doch meistens erscheint die Angst nicht gar so fein in zeitgenössischen Theaterstücken.

Damit sie nicht die Überhand bekommt, reagieren die Figuren mit wilder Lebessgier, Exzess und Exaltation, einem oft sinnlosen, rauschartigen Verbrauch an

Energie. Vielleicht lässt sich auch ein großer Teil der gegenwärtigen Theaterästhetik – einfach gesprochen „Castorf und die Folgen“ – als Anrennen gegen die Angst begreifen. Auf jeden Fall ist das bei René Pollesch so, dessen sich hysterisch überschlagende Wortkanonaden auch den Zweck haben, die Erkenntnis nicht an sich heranzulassen, dass einem der eigene Körper längst nicht mehr gehört und wir alle nur noch Teile einer wahnwitzigen, fremdsteuerten Systemmaschine sind.

Noch schlimmer ist es, wenn man vor nichts mehr Angst hat.

So geht es der Heldin in „Helenes Fahrt in den Himmel“ von Jens Albinus, uraufgeführt am **Schauspiel Köln**. Helene ist allein. Niemand versteht sie. Ihr Mann ist Schriftsteller, beutet das gemeinsame Leben literarisch aus und veröffentlicht gerade einen neuen Roman. Helene flieht in den Exzess, reißt wahllos Männer auf, vögelt auf Kunden-WCs von Supermärkten, nimmt jedes Genital, das sie kriegen kann und legt sich schließlich nackt und nass bei geöffnetem Fenster auf ihr Bett. Das Fieber soll bleiben. Der Klinikaufenthalt bringt nichts. Ihr Mann holt sie ab, gleich geht der Streit wieder los. Sie springt aus dem Auto, irrt durch die Nacht. Sie will

sich spüren, dem Leben die Gefährlichkeit zurück geben, die es durch den Wohlstand verloren hat. Katharina Schmalenberg spielt eine Frau, die mit ihrem Körper gnadenlos umgeht, sich misshandelt und dabei seelisch häufig unbeteiligt wirkt. Der Schmerz erreicht sie nicht, er ist nie groß genug. Sie will leiden und kann es nicht. Eine grimmige, groteske Ironie durchzieht die Aufführung – eine Sehnsucht nach der Angst. Wer sich selbst nichts bedeutet, hat nichts zu verlieren. Helene steht auch für eine gesellschaftliche Deformation. Die vorigen Generationen haben einen hohen Lebensstandard erkämpft. Nun können Menschen wie Helene mit dem Luxus nichts anfangen, ersticken darin, schreien nach Dreck, Angst, Gefahr, schließlich nach dem Tod.

„Der Mann, der die Welt aß“ lautet der starke Titel eines Stücks, mit dem Nis-Momme Stockmann bekannt wurde. Das ist ein anderer Weg, mit der inneren Luxusverwahrlosung umzugehen. Gleich die ganze Welt in sich hineinstopfen zu wollen, so wie auch Leonardo DiCaprio als „Wolf of Wall Street“ im grandiosen Kinofilm von Martin Scorsese. Wenn Stockmanns Stück beginnt, ist das Schlingen und Fressen vorbei. Aus dem Erfolgsmenschen, der keinen Namen trägt, ist ein Sohn geworden. Der Vater gleitet in die Demenz, der Job geht verloren, der beste Freund hat keine Lust mehr auf die vielen Egotrips. Game over für den Sohn. Außerhalb des Spiels, im wahren Leben, kann er sich nicht orientieren. Weil ihm jede Empathie, jedes Gefühl für den anderen fehlt.



Das Theater Aachen zeigt den „Mann, der die Welt aß“ in seiner kleinen Spielstätte, dem „Morgens“. Roland Hüve hat das Stück, das von starken Dialogen lebt, so inszeniert, wie es ist – mal realistisch, mal leicht poetisch überhöht. Das ist kein geringer Verdienst, da die meisten Bühnen von Regisseuren klar erkennbare „Handschriften“ verlangen. In 90 Minuten entfaltet sich eine spannende Geschichte mit hervorragenden Schauspielern. Wie Rainer Krause als dementer Vater die groteske Komik peinlicher Situationen in berührende Innerlichkeit führt, ist wunderbar. Da geht es um den Verlust der Würde, das Verschwimmen der Welt, das Verschwinden des eigenen Charakters. Eine Ur-Angst. Nichts anderes geschieht mit Philipp Manuel Rothkopf als „Mann, der die Welt aß“. Denn nach dem Verlust des Luxus auf sich selbst zurückgeworfen, stellt er fest, dass da gar nichts ist. In der Angst könnten Vater und Sohn wieder zusammenfinden. Am Ende fahren sie an einen See. Aber vielleicht will der Sohn den dementen Papa darin bloß entsorgen, das Stück verrät es nicht. Andere Menschen kann man loswerden, die Angst nicht. ■